

Umschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

Heft 10

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

In einer gesegneten Weihnachtsstund',
Als die Mutter den Vater geküßt auf den Mund,
Kamst, Junge, zur Welt du als Dritter im Bund.

Kein Storch hat gebracht dich! Hervor hat gebracht
Der Wille zum Leben dich tief aus dem Schacht
Der Mutter Natur ans Licht der Sonne
Zu deiner Eltern Glück und Wonne!"

„Ah! Soo?“ macht der Fritz im Weitergehn,
Raum weiß das Bürschchen, wie ihm geschehn.
Dann jubelt's hervor aus der Brust des Knaben:
„Jetzt weiß ich, warum wir so lieb uns haben!"

Alfred Beetschen.



Umschau

Zürcher Stadttheater. Oper. Einen Akt der Pietät, den man um so weniger tadeln kann, als die neue Produktion auf dem Gebiete der Oper immer noch sehr spärlich ist, beging unser Theater, als es das hier 1895 zum ersten Male aufgeführte lyrische Drama „Das Fest der Jugend“ unseres Theaterkapellmeisters Lothar Kempter zum dritten Male hervorholte. Der Beifall war ehrlich warm und galt dem Komponisten nicht minder als dem verdienten Dirigenten; trotzdem begriff man, daß die Direktion das Publikum nicht allzu sehr auf die Probe stellen wollte und es bis jetzt mit einer Aufführung bewenden ließ. Einer wirklichen Popularität steht schon der Stoff im Wege. H. Stegemann hat seiner Dichtung einen sinnigen Gedanken zugrunde gelegt; aber die Handlung,

die für einen festspielmäßigen Prolog eben noch ausreichen würde, erträgt die Ausdehnung auf drei Akte nicht, zumal da es sowieso nicht jedermanns Sache ist, einen ganzen Abend lang nur mit Symbolen vorlieb zu nehmen. Nichts ermüdet auf der Bühne so sehr als eine Reihe bloß lyrischer Gemälde, die von Typen („Jüngling“, „Jungfrau“, „Mütterchen“ zc.) gestellt werden. Die Lyrik ist dabei nicht einmal immer ganz echt; so geschieht auch die Verse aufgebaut sind, mehr als einer, der sich so recht „poetisch“ ausnehmen soll, erweckt das Gefühl der Mache. Die Musik zu diesem undramatischen Libretto wird man am besten als „vornehm“ bezeichnen. Vornehmheit ist ja ein negativer wie positiver Begriff. Es klingt alles gut, die Melodien, die gemütvollen vor allem,

hören sich angenehm an, der Gesangsstil findet zwischen dem italienischen Canto und dem Wagnerischen Sprechrezitativ eine glückliche Mittelstraße, die Musik schmiegt sich korrekt dem Texte an. Aber der aristokratischen Maske fehlt das Leben, fehlt das packende und hinreißende Temperament. Direkte Reminiszenzen wird man nicht nachweisen können, und die Form, die nicht nach geschlossenen Nummern strebt, sie aber auch nicht vermeidet, wo sich ungezwungen Gelegenheit bietet, ist ganz Kempters Eigentum. Aber trotzdem wird man das Gefühl nicht los, daß allzu Vieles doch aus zweiter Hand geschöpft ist. Am meisten neue Töne hat Kempter vielleicht in den Chören angeschlagen, die nur leider gar nichts mit der Handlung zu tun haben.

Die einzige Novität, die in den letzten Wochen hier ihren Einzug gehalten, Leo Falls „Dollarprinzessin“, ist bereits bei Anlaß der Berner Aufführung besprochen worden. So weit man bis jetzt beurteilen kann, scheint sie sich hier nicht zu dem Kassenstück entwickeln zu wollen, das die „Luftige Witwe“ gewesen ist. Die Handlung ist nicht frech und die Musik nicht — schlecht genug. Die Leute unterhalten sich ganz gut; aber Tamtam machen doch erst die dicken Banalitäten. Doch vielleicht war das Publikum anfangs auch nur deroutiert und gewöhnt sich mit der Zeit an die reizende Musik. Schon die treffliche Aufführung, die hier der „Dollarprinzessin“ zuteil wird, wäre wert, der Novität einen dauernden Erfolg zu sichern.

E. F.

— Im Schauspiel des Zürcher Stadttheaters war in letzter Zeit nicht viel neues Leben. Ein sehr erfreuliches, dankenswertes Experiment war die Übertragung der „Sappho“ von der großen Bühne des Stadttheaters auf die kleine Filialbühne des Pfauentheaters. Und das Experiment gelang sehr gut. Kein Mensch vermüßte den selbstverständlich hier auf ein Mindestmaß reduzierten Pomp beim Triumphinzug Sapphos. Indem alles mehr aufeinander rückte, entfaltete die Tragödie im Rahmen einer einfachen,

aber durchaus sinngemäßen und das Auge beruhigenden Dekoration eine weit innerlichere, abgeklärtere, packendere Wirkung, als dies auf der Stadttheaterbühne der Fall gewesen war. Das Wort war Herrscher. Nichts zerstob in dem großen Raum. Und daß der Hörer vollends auf das Kunstwerk konzentriert blieb, in seinem Bann festgehalten wurde, dafür sorgte die Direktion weiterhin, indem sie, wie bei den ruhmwürdigen Aufführungen von Hebbels „Gnges und sein Ring“ in letzter Saison, das Drama ohne zerstreuende Pausen hintereinander spielen ließ bei verdunkeltem Haus. In knapp zwei Stunden zog die Tragödie, deren einzelne Akte nur durch das Fallen des Vorhangs und eine minimale Pause markiert wurden, an dem Zuschauer vorüber — ein ganz beträchtlicher Gewinn für den Genuß des einheitlichen dramatischen Organismus. Wo die Einheit des Ortes so wie in der Sappho streng durchgeführt ist, haben die entsetzlichen langen Pausen nicht den mindesten Sinn. Die Franzosen haben das längst eingesehen und die praktischen Konsequenzen daraus gezogen. Wohl uns, daß wir jetzt auch bei uns auf dieses einzig richtige Prinzip zurückkommen.

Von einem französischen Schwank „Der Floh im Ohr“ kann ich aus eigener Anschauung nicht berichten. Man gab ihn auf der Pfauentheaterbühne. Literarisch macht er natürlich nicht die geringsten Ansprüche, dagegen soll Hr. Wünschmann, unser ausgezeichneteter Komiker, sich neue Lorbeeren in diesem Stück zugelegt haben.

Das Schönste aber, was unser Theater erlebt hat, das war die Annahme der erhöhten städtischen Subvention in der Abstimmung vom 20. Dezember. Nicht mehr 20,000, sondern 50,000 Fr. wird künftighin unsere Stadt an die Theateraktiengesellschaft ausrichten. Diese Erhöhung war dringend nötig; denn die Defizite sind immer noch die Regel, was nicht einer Abnahme der Einnahmen zuzuschreiben ist, die im Gegenteil sehr erfreulich in den letzten Jahren zugenommen haben, sondern einer ständigen Vermehrung der Ausgaben,

wie dies die stetig steigenden Gagen, die Vermehrung der Spielzeit, die höhern Tantiemearsprüche usw. notwendig mit sich bringen. Das Stadttheater ist in dem neuen Abkommen mit der Stadt zu zwanzig spottbilligen Volksvorstellungen verpflichtet, für welche ihm je 1500 Fr. Zuschuß gewährt werden. Somit unterstützt jetzt die Stadt Zürich mit 80,000 Fr. das Theater, was, an den Leistungen einzelner an Einwohnerzahl hinter Zürich nicht unbedeutend zurückstehender deutscher Städte gemessen, z. B. an denen Freiburgs i. B., als durchaus nicht übertrieben bezeichnet werden darf. Sehr erfreulich war, daß in der Presse von irgendwelcher Polemik gegen diese Subventionserhöhung anständiger- und verständigerweise nicht die Rede war.

H. T.

Berner Stadttheater. Schauspiel.

„Faust“. Ein Gedicht von Lenau.

Auf eine Anregung Emmy Destinns hin hat der literarisch vielseitig tätige Heldenspieler unseres Theaters, Hr. F. M. Kurth, die Dramatisierung des Lenauschen Gedichtes „Faust“ versucht. Man kann über die Bearbeitung von Dichtungen verschiedener Meinung sein. Das Bestreben, gewaltige Torjos wie etwa Schillers Demetrius oder Grillparzers Esther durch eine Fortführung und Vollendung der Bühne zu gewinnen, ist begreiflich, wenn auch praktisch alle Anstrengungen in dieser Hinsicht versagten. Welche künstlerische Notwendigkeit aber für die Bearbeitung des in sich völlig abgeschlossenen, philosophiegetragenen Lenauschen Gedichtes „Faust“ vorlag, dürfte dagegen schon schwerer zu finden sein. Die äußerliche Tatsache, daß Lenaus Faust zum Teil in Dialogform geschrieben ist, gibt doch wahrlich keinen Beleg dafür, daß Lenaus Gedicht sich zur Wiedergabe auf der Bühne eignet. Herr Kurth hat den „Faust“ in folgender Weise bearbeitet: Das Epische und Lyrische wurde ausgeschaltet und der Rest (unter starken Kürzungen) in fünf Akte eingeteilt. Leider verstand nun niemand mehr, worum es sich eigentlich auf der Bühne handelte, da der Zusammen-

hang völlig fehlte. Es war nur noch eine üble Verstümmelung da, die den Zuschauer, der Lenaus Gedicht kennt, bitter verstimmen mußte und die zu traurigen Betrachtungen über Kulturlosigkeit und künstlerische Unsicherheit Anlaß gab. Ich verkenne das ideale Bestreben, das in diesem Versuche lag, durchaus nicht, aber diese ganze Dramatisierung mußte doch von vornherein bei einiger Überlegung als künstlerische Unmöglichkeit erscheinen. Die beiden mühevollen Aufführungen werden wohl Herrn Kurth selbst überzeugt haben, daß seine Bearbeitung gänzlich erfolglos war und besser unterblieben wäre. Man braucht dabei noch nicht einmal die Heiligkeit des Erbes, das uns unsere großen Dichter hinterlassen haben, heraufzubeschwören.

G. Z.

Basler Musikleben. Einen ungetrübten

Genuß verschaffte uns am 8. Dezember das bei uns von frühern Veranstaltungen her vorteilhaft bekannte Brüsseler Streichquartett, bestehend aus den Herren Franz Schörg, Hans Daucher, Paul Miry und Joseph Malkin. Malkin ist ein ganz hervorragender Cellist, nicht nur ein eminenter Techniker, sondern eine durch und durch musikalische Natur, in allen Stücken ein würdiger und ebenbürtiger Nachfolger Caillards, den er in der sonoren Tongebung noch übertrifft. Sowohl im Streichquartett op. 77, Nr. 1, in G-Dur von Haydn, als auch im Beethoven'schen „Sarsenquartett“ fügte er sich als ausgesprochener Individualist nicht in dem Grade, wie wir es von einem berufsmäßigen Quartettspieler gewohnt sind, dem Ensemble ein; sein Ton war zu blühend und überstrahlte mit seinem warmen Goldglanz stellenweise allzusehr das subtile klassische Tongemälde, dafür aber entzückte er in dem fantastischen, farben-trunkenen Streichquartett op. 15 in Des-Dur von Dohnanyi in hohem Grade. Das Werk nach nur einmaligem Anhören auf seinen innern Gehalt prüfen und beurteilen zu wollen, hieße allzu rasch und zu oberflächlich urteilen. Nach dem ersten Eindruck, der ja oft der maßgebendste ist,

erscheint das Streichquartett als die Schöpfung eines sehr talentvollen, zu großen Hoffnungen berechtigenden Instrumentalkomponisten, der allerdings jedem Instrument sein vollgerütteltes Maß an Schwierigkeiten zuteilt. Dohnanys Tonsprache ist blühend, sinnlich, seine Ausdrucksweise originell, reich an Bizarrerie, rhythmische Überraschungen spielen eine große, oft allzu große Rolle, so daß manches sprunghaft und allzu absichtsvoll erscheinen will. Die langsamen Sätze sagten uns persönlich mehr als die bewegteren, deren abgerissene Diktion auch schwerer verständlich ist. Die Brüsseler spielten das eminent schwierige Opus in der denkbar vollendetsten Weise, die vier Künstler waren ein Herz und eine Seele, jede Nuance fand Beachtung, jede Phrase bewegte sich in schöner Linienführung, alles klappte, um einen profanen Ausdruck zu gebrauchen. Leider spielte das Quartett nur vor schwach besetztem Saale (ein den Brüsselern hier sonst ganz ungewohnter Anblick). Wir hoffen aber, daß sich die Herren nicht abschrecken lassen werden, den Getreuen auch im künftigen Jahre Proben ihrer hohen Künstlerschaft abzugeben.

Das V. Sinfonie-Konzert bot viel Neues und Apartes: einen Trauermarsch für große Militärmusik von H. Berlioz, sehr homophon gehalten und für unser Empfinden auch etwas zu lang ausgesponnen, trotzdem eine interessante und energische Rhythmik für eine Unterbrechung der Monotonie sorgt. Ferner gelangte zum Vortrag ein Violinkonzert von Jacques Dalcroze (C-Moll), ein außerordentlich unruhiges, jeden Moment das Tempo und den Takt wechselndes, geistreiches Opus, mit Ausnahme des zweiten Satzes so ungeigenmäßig als nur möglich geschrieben. Der Solist, Herr Felix Berber aus Genf, hatte sich sein erstes Auftreten in Basel wahrlich nicht leicht gemacht! Der Geigenpart trägt ganz improvisierten Charakter und will auch so aufgefaßt und ausgeführt sein, verlangt also im Zusammenspiel mit dem Orchester die denkbar größte Genauigkeit und vom Vortragenden kein

Zurückschrecken vor sich stets von neuem aufstürmenden Hindernissen. Herr Berber, ein sehr routinierter Violinist, der als Konzertmeister des Gewandhausorchesters ungemein viel gelernt und profitiert hat, zeigte sich der Komposition in allen Stücken gewachsen. Er hat seine Leidenschaftlichkeit wohl temperiert, verfügt bei einem nicht gerade hervorragenden Instrument über einen großen, blühenden Ton, der in der Sérénade mélancolique von Tschairowsky besonders schön zutage trat, und über eine virtuose Bogentechnik, die ihn direkt an die Seite der besten zeitgenössischen Violinisten stellt. Die „Havanaise“ von Saint-Saëns, die Schöpfung eines Vollblutfranzosen, gelang dem Solisten weniger. Er faßte das Stück zu schwer, zu wenig sinnlich auf, nie aber strauchelte er in der Interpretation dieses außerordentlich kniffligen Salonstückes. Herr Berber errang sich rasch den Beifall des Publikums, und wir glauben ihm auch für die Zukunft das regste Interesse von seiten der Basler Musikfreunde in Aussicht stellen zu können. Allerdings muß er sich dann noch etwas vertiefen und uns seine innersten künstlerischen Qualitäten durch den Vortrag eines Violinkonzertes von Beethoven oder Mozart offenbaren.

Von Frederick Delius hörten wir höchst interessante und ebenso langatmige Orchestervariationen über ein altes Sklavenlied. Wie Walt Whitman in Worten, so schildert Delius in Tönen in seiner „Appalachia“ die Empfindungen, die ein naturtrunkenes Herz angesichts der gewaltigen Mississippiebene erfüllen können. Über einem alten, etwas banalen Nigger-Song-Thema bauen sich gigantische Variationen im Orchester auf, bald in Dur, bald in Moll, stetsfort wogend wie der mächtige Strom, durch das Orchester brausend wie der Meereswind in den dichten Wäldern der Stromniederung. Nach und nach mischen sich lallende Menschenstimmen dem Orchester bei, die mehr und mehr artifizierend schließlich in einem schwunghaften a capella-Chor und einem siegreichen Bariton-Solo dominieren. Dieses zaghafte Hineintragen

der vox humana ist höchst originell und wirksam. Gerne verfolgen wir auch in Zukunft den Entwicklungsgang des nordischen Meisters, der wirklich Neues zu sagen hat und auf billige Effekte verzichtet. Das Orchester stand unter Hermann Suters bewährter Leitung und verhalf dem sehr schwierigen Werke zu einer nachhaltigen Wirkung. Mit Hans Hubers Vorspiel zur Oper „Simplicius“ schloß das sehr anstrengende, von vielen Seiten als an Novitäten zu reichhaltig bezeichnete Konzert.

G. A. B.

Zürcher Musikleben. Der Rest des Jahres 1908 war bei uns nicht „Schweigen“: wenn wir auch hier von dem leider Gottes nicht „totenstillen Lärm“ zahlloser Vereinskonzertlein, die die Sonntagsruhe in höchstem Maße illusorisch machen, absehen, so bleiben immer noch ca. ein halbes Duzend musikalischer Taten von Bedeutung übrig, deren Schau- und Hörplatz unsere Tonhalle war. Das erste Konzert, das zu erwähnen wäre, war das vierte Abonnementskonzert vom 1. Dezember. Leider war es mir unmöglich, es zu hören, und so bleibt mir nur übrig zu bemerken, daß das Orchester unter Volkmar Andraes Leitung Schuberts unvollendete H-Moll-Symphonie, Hugo Wolfs italienische Serenade (die wir schon im letzten Winter zu hören bekamen) und Brahms' F-Dur-Symphonie spielte, während die vorzügliche Berliner Altistin Julia Culp neben einigen Liedern das — rekonstruierte — „Lamento d'Arianna“ aus Claudio Monteverdis einst berühmter und historisch hochbedeutsamer Oper „Arianna“ vortrug.

Der 6. Dezember brachte ein Konzert des Männerchors Zürich unter V. Andraes Leitung, das zu den genußreichsten musikalischen Darbietungen des bisherigen Winters gezählt werden mußte. Der erste Teil gab uns Gelegenheit, das Werk eines bei uns selten gewordenen Komponisten zu genießen: Cherubinis „Requiem“ in D-Moll, eine wundervolle Komposition, die beweist, daß des großen Italieners vielgerühmte meisterhafte Be-

herrschung des strengen Stils ihm kein Hindernis in der Entfaltung einer tief innerlichen, zum Herzen sprechenden Gefühlswelt war. Wer — neben allem anderem — Sätze von so verkürzter Schönheit, wie dieses „Sanctus“ und „Pie Jesu“ schaffen konnte, hat fürwahr ein Anrecht auf den Namen „Meister“. Der Chor, der hier ganz Vorzügliches leistete, hatte in der zweiten Nummer mehr Gelegenheit, sich von den Anstrengungen der ersten zu erholen. Den Löwenanteil in Richard Wagners „Karfreitagszauber“ und Schlussszene aus „Parsival“ lag in den Händen der Solisten Max Merzter-Mer (Tenor) — der in letzter Stunde für den in Aussicht genommenen Oskar Noë eingesprungen war, — A. Stephan (Bariton) aus Darmstadt und Paul Böpple aus Basel (Bariton). Brachte die Aufführung uns auch wieder recht deutlich zum Bewußtsein, daß die Verpflanzung in den Konzertsaal dem Werke nur zu viel von seinem überwältigenden Zauber nimmt, so mußten wir doch dankbar sein, daß die allseitig gelungene Aufführung wenigstens einen schönen Abglanz des sonst hier überhaupt nicht zu genießenden Werkes bot.

Kurz fassen können wir uns über ein zweites Extrakonzert der jungen Geigerin Vivien Chartres im großen Tonhalle-saal (5. Dezember). Der Vortrag von Bruchs Violinkonzert in G-Moll, Saint-Saëns „Rondo capriccioso“ für Violine und Orchester und eine Anzahl fein gewählter Stücke mit Klavierbegleitung (Fr. Niggli) trugen der begnadeten jungen Künstlerin von neuem stürmische Ovationen ein.

Ausschließlich Beethoven gewidmet war die dritte Kammermusik-Aufführung vom 10. Dezember. Wenn das unvergleichliche D-Dur-Trio op. 70, Nr. 1, und die C-Moll-Sonate op. 30, Nr. 2, für Geige und Klavier — gespielt von den Herren R. Freund (Klavier), W. de Boer (Violine) und E. Röntgen (Cello) — klanglich wie nach der Seite der Präzision und Auffassung treffliche Leistungen

waren, so ließ sich nicht ganz dasselbe von dem folgenden Es-Dur-Streichquartett op. 127 sagen. Das Werk gehört bekanntermaßen zu denen, die eine schlechtweg vollendete Interpretation beanspruchen, wenn ihr hoher Inhalt sich dem Hörer ganz erschließen soll, Vollendung nicht nur im Zusammenspiel, sondern auch nach der Seite der klanglichen Schönheit, und hier vermochte die Aufführung durch unser Streichquartett — neben den beiden genannten Geigern, die Herren Essel (2. Violine) und Ebner (Bratsche) — nicht durchweg zu befriedigen.

Als letztes großes musikalisches Ereignis dieses Jahres verdient das „Hilfskassenkonzert des Tonhalle-Orchesters“ vom 14. und 15. Dezember rühmende Hervorhebung. Das Programm war durchweg einem der feinsinnigsten Komponisten unserer Zeit, Friedrich Klose, gewidmet. Neben der schon im letzten Sommer durch den Gemischten Chor Zürich anlässlich des Schweiz. Tonkünstlerfestes in Baden in der Tonhalle zur Aufführung gebrachten wundervollen Kantate „Vidi aquam“ für gemischten Chor und Orchester und einem „Elfenreigen“ betitelten weniger originellen und dem „Programm“ des Titels auch nicht durchweg entsprechendem Orchesterstück, war es vor allem Kloses sinfonische Dichtung „Das Leben ein Traum“, die im Mittelpunkt des Interesses stand. Man wird nicht leugnen können, daß das Werk dank seines fast den ganzen letzten Satz füllenden Melodramas — das in Hrn Dr. A. Haßler aus Berlin einen genialen Rezitator fand — eine stilistische Kuriosität ist, die hoffentlich nicht zur Nachahmung herausfordern wird; es wäre aber verkehrt, wollte man sich durch diese unleugbare Stilwidrigkeit über die großen Schönheiten des Werkes täuschen lassen. Klose ist nicht nur ein Komponist, der wie wenige alle im Orchester schlummernden Wirkungen kennt und zu beherrschen weiß, sondern auch ein Denker, ein musikalischer Philosoph, dem seine Kunst das Ausdrucksmittel eines tiefen geistigen Ringens und Gestaltens ist. Ist

ihm auch kaum der Reichtum einer überquellenden Melodienfülle beschieden, so ist doch seine Sprache stets stark und eindringlich; wohl kaum ein Genius, der seiner Kunst vorleuchtend, neue Bahnen weisen wird, aber ein Meister, der innerhalb seines Kreises die gebotenen Schaffensmöglichkeiten nach allen Seiten hin mit überlegenem Können ausbaut. —

Wir dürfen — nachdem wir die „großen Taten“ kurz an uns haben vorüberziehen lassen — den letzten Bericht des Jahres 1908 nicht schließen, ohne auch noch wenigstens mit einer lobenden Erinnerung zwei kleinere Veranstaltungen zu bedenken: den Klavierabend unseres Zürcher Pianisten Ernst Lochbrunner vom 25. November und das Bachkonzert des unter Paul Hindermanns Leitung stehenden „Gesangvereins Zürich“, dem Stefi Geyer ihre stets geschätzte solistische Mitwirkung schenkte.

W. H.

Berner Musikleben. Konzert des Cäcilienvereins. „Die Geburt Christi“ von H. von Herzogenberg.

Ob wohl das Werk die richtige Weihnachtsstimmung mit all ihrem erhebenden Ernst, der Weihe und der seligen Fröhlichkeit beim Zuhörer ausgelöst hat?

Herzogenbergs Weihnachtsmysterium ist korrekt, gediegen, formal vorzüglich. In kontrapunktischer Beziehung ist alles mit minutiöser Feinheit gearbeitet, der Stimmführung die größte Aufmerksamkeit gewidmet, und für den Zusammenklang von Chor und Orchester dokumentiert sich fast durchweg ein feines Empfinden. Aber man bleibt kalt. Es fehlt vor allem an der Erfindung der Themen, deren rein formale Durchführung den Mangel an Innerlichkeit um so deutlicher hervortreten läßt. Wo etwas wie Stimmung auftaucht, da klingt meist eine alte Weise als Grundlage durch. Wohl hat Herzogenberg im Schlußchor sich zu größerer Eindrucksfähigkeit aufzuschwingen vermocht, doch kann dieser glänzende Schluß gleichwohl nicht die lange Öde vergessen machen.

Die Aufführung durch den Cäcilienverein war unter Dr. Munzingers Leitung

ehr tüchtig. Auch die Solisten Fr. W y ß und H i n d e r m a n n, die Herren S a t t l e r und J u n g standen mit ihren Leistungen ganz im Rahmen der Gesamtauführung.
H—n.

Im **Zürcher Künstlerhaus** haben je-
weilen Zürcher Künstler im Dezember das
Wort. Diese übliche Weihnachtsausstellung
— die diesmal etwas später eingeseht
wegen der Rysfelberghe-Kollektion und bis
3. Januar 1909 dauert — bedeutet meist
keine besondere künstlerische Tat, weil
naturgemäß die Jury weihnächtliche Milde
walten läßt und dem und jenem Aufnahme
gewährt, den sie sonst fernhalten resp. ab-
weisen würde. Im ganzen darf man
dieses Jahr nicht klagen über ein gar zu
bescheidenes Niveau. Es ist eine recht
anständige Zahl von Arbeiten da, die
durchaus auf Beachtung Anspruch machen
dürfen. Besonders tüchtig sind vertreten
G. Neumann-St. George und E. G. Rüegg,
welch letzterer über eine höchst bemerkens-
werte Tonfeinheit verfügt und seinen Land-
schaften und Stilleben einen zarten Reiz
des Intimen zu verleihen versteht, wäh-
rend Neumann in all seinen Arbeiten,
darunter auch ein paar Blumenstücken, eine
markige Kraft der Zeichnung und Farbe
entwickelt. Eine ausgesprochene Eigenart
verrät auch Jean Kern, vor allem in seiner
Ernte, wenn auch seine Farbenskala in
grün und gelb nicht jedem Auge behagen
mag; man merkt ihm ein selbständiges
Streben an, was immer wertvoll und
Hoffnung weckend ist. Frische, saftige
Landschaften hat Hans Hinrikson ausge-
stellt. René Lackerbauer, Raph. de Grada,
W. Schulze, Christoffel, E. Schweizer,
E. Schlatter sind mit sehr ansprechenden
Arbeiten aufgerückt, fast durchgehend Land-
schaften. Auch Heinrich Früh und W. Fries
dürfen erwähnt werden. Ein neuer Mann
ist Albert Wenner, der den starken Einfluß
Hodlers deutlich bekundet, in dem aber
doch das Zeug zu einem eigenen Wollen
und Vollbringen zu stecken scheint: ver-
sprechende Ansätze sind schon heute nicht
zu verkennen. Sehr fein sind eine Anzahl
Aquarelle und Zeichnungen Gustav Gam-

pers; ein delikater persönlicher Zug ist
ihnen eigen, der sie ungemein sympathisch
macht. Das Porträt (wie überhaupt das
Figürliche) ist spärlich vertreten; darum
darf Robert Heussers wohl gedacht werden,
der vor allem in einem Herrenbildnis ein
fleißiges Formenstudium verrät.

Eine Dame, Dora Neher, stellt kleine
gut beobachtete Tierbronzen aus, und eine
andere Dame, Bertha Baer, geschmackvolle
Stick- und Batikarbeiten. Unter den
malenden, radierenden und holzschneiden-
den Damen ragen durch tüchtige Leistungen
hervor Emmy Jenner, Anna Spühler und
Marie Stiefel, deren Farbenholzschnitt
„Gitarrenspielerin“ eine famose Leistung
ist. Zwei Glasmaler, W. Jäggli und
J. Luchscheidt, weisen sich als sichere Be-
herrscher ihrer Kunst aus. H. T.

St. Gallen. Haben wir an diesem
Chronistenplätzchen vor mehreren Monaten
einer Verbauungs- und Verstümmelungs-
gefahr gedacht, welche dem altstädtischen
Bilde unserer Klostermauer drohte, so
nehmen wir gerne an gleicher Stelle heute
Vormerk, daß jenes Bauprojekt glücklich
hat abgewendet werden können. Der
Gedanke des Heimatschutzes entwickelte in
diesem Falle die zulängliche Werbekraft;
eine Verbürgung vor weiteren Attentaten
auf diesen bereits nicht mehr in früherer
Stimmungsreinheit vorhandenen Besitz
steht freilich nach wie vor aus. Sie wäre
dringend zu wünschen als „was Ge-
schrieb'nes“. Der Kampf um dieses Mauer-
bild, in welchem man sich der Unterstützung
vom Land her erfreuen durfte, mußte die
Gedanken recht entschieden auf den Mangel
an illustrativem Anreiz zur Bewahrung
des Malerischen und Reizvollen im alten
St. Galler Stadtbild und an einer in
dieser Richtung wirkenden gemüthasten,
volkstümlichen lokalhistorischen Literatur
hinlenken. Wir haben kein Werk der
Stadtgeschichte, in welchem diese Teilnahme
verankert sein könnte, und unverwertet ist
mit Ausnahme einzelner Blätter der doch
recht ansehnliche Vorrat bildlicher Dar-
stellungen aus dem älteren St. Gallen.
Nichts wäre nötiger als eine reiche, dabei

möglichst billige Sammlung dieser hübschen, heimeligen Festhaltungen alter, traulicher Erscheinung, ein Album, das sich in der Bürgerschaft einleben könnte und vor allem ein Kindheits- und Jugendgenosse der Aufwachsenden würde. Es wäre eine Forderung dessen, was der „Kunstwart“ die „Ausdruckskultur“ nennt.

Mit Befriedigung verfolgt man diesen Winter die Arbeit an unserem Theater, die einen kräftigen Ruck nach oben genommen hat, in Spielplan und Wert des Personals. Erstmals sind über unsere Bühne gegangen Ibsens „Stützen der Gesellschaft“ und Grillparzers „Weh dem, der lügt“; Hebbels Nibelungen-Werk abgeschlossen vorgeführt zu bekommen, wollen wir die Hoffnung noch nicht fahren lassen, obwohl unsere gebildete Gesellschaft in der Tat dem ersten Teil nicht das Maß von Teilnahme entgegenbrachte, das eine Ermutigung hätte sein können. Novitäten für St. Gallen waren auch Gustav Wieds „2×2=5“, Edmond Rostands „Romantische“, Gustav Esemanns „Altes Heim“, Max Bernsteins Lustspiel „Hertas Hochzeit“ und Tschaikowskys Oper „Eugen Onegin“. Eine Episode besonderer Art bildete ein Dirigenten- und Komponisten-Gastspiel: Ruggero Leoncavallos persönliche Leitung einer Aufführung seines „Bajazzos“ und des Vortrages einiger weiterer eigener Kompositionen. Landsleute Leoncavallos leisteten sich nachher das Ausspannen der Pferde und eigene Beförderung des Maestros ins Hotel, ein Geschehnis, ob dem eigentlich doch, wie man meinen sollte, so Rosenberg wie Freudenberg hätten ins Wackeln geraten sollen, denn wahrlich, „solche Retirade sah man nie“ in der guten Stadt St. Gallen, oder doch seit vergessenen Tagen nicht mehr. Gastspiele gaben noch die Züricher Sängerin Anna Triebel, eine am Münchner Gärtnertheater tätige Sängerin, Alice Engler aus St. Gallen, der Münchner Schauspieler Max Hofpauer. Auch die Serpentin tänzerin Loie Fuller, die Initiantin und Meisterin in ihrem Sonderzauber, bekamen wir zu sehen. Dem Theater sein Augenmerk zuzuwenden

hat unser Kunstverein begonnen, dessen Präsident, Dr. Ulrich Diem, im Schoße des Vereins Eindrücke vom Münchener Künstlertheater in der Richtung auf hiesige Nutzenwendung verwertete.

Auch heuer hat der Kunstverein in unserem Kunstmuseum eine Weihnachtsausstellung von Arbeiten st. gallischer Künstler und einzelner Zugewandter aus weiterem Umkreis veranstaltet. Ein halbes Hundert Arbeiten sind zusammengekommen, von Martha Cunz, Karl Liner, Fritz Gilsi, H. Pfendsack, E. Schaltegger, Albert Müller, den Plakstikern H. Geene und W. Mettler, dem Herisauer Maler H. Alder in Obstallden, Paul Tanner in Herisau, A. Huber in Wil, Martha Burckhardt in Rapperswil, J. Waldmüller in Mörschwil, Viktor Baumgartner in Beltheim, Emil Müller und H. Waldmüller in München, Hedwig Kunkler in Kilchberg und andern. Es ist ein freundlicher Eindruck, den man aus dem Ganzen dieser Bildergesellschaft gewinnt. Möchten dem Kunstmuseum in nicht ferner Zeit erweiterte Räume gegönnt sein; die erfreulich regelmäßigen und umfangreichen Temporärausstellungen müssen dringend so gestaltet werden können, daß sie nicht sozusagen andauernd einen Teil des ständigen Besitzes der Betrachtungsmöglichkeit entziehen. Das Freiwerden eines großen Testates von Oberst Paul Kirchhofer, bestehend in einem neben dem Museum gelegenen Besitztum für öffentlichstädtische Zwecke, dürfte übrigens, direkt oder indirekt, der angemessenen Unterbringung der St. Galler künstlerischen und wissenschaftlichen Sammlungen zu statten kommen.

F.

Weihnachts-Ausstellung bernischer Künstler in Bern. Wer die Ausstellung des „Salon“ in Basel durchschritt und versuchte, sich durch die Haufen von Bildern und Skulpturen „hindurchzuarbeiten“, empfand gewiß ein wohliges Gefühl, wenn er kurz darauf die Räume der Villa Osenbruggen in Zürich betrat. Dort eine Unmenge von Werken, Stück für Stück an Wände, Türen, Lauben hingehängt —

hier ein paar auf einander abgestimmte, auserlesene Bilder je eines oder zweier Künstler in einem kleinen Gemach vereinigt. Ich habe selten auf einer Ausstellung so intime Wirkungen erlebt wie z. B. in den beiden Zimmern: Hodler-Amiet, Boß-Cardinaux. Es ist denn auch nicht zu verwundern, wenn sich in der kleinen, vornehmen Veranstaltung in Zürich für den einzelnen Künstler weit mehr Verkaufsgelegenheiten zeigten, als an der großen „nationalen“ Ausstellung.

So weit es die engen, hohen Räume des Berner Museums erlaubten, suchte die „Hängekommission“ auch in der Weihnachtsausstellung einheitliche Wirkungen zu erzeugen, indem sie Gleichartiges, die Werke eines Künstlers, vereinigte. Die diesjährige Ausstellung zeigt keine bemerkenswerten Neuland-Entdeckungen, wohl aber einige gute Akzente. Diese sind vor allem unter den Landschaften zu suchen; es soll uns nicht verwundern, wenn nach einem so sonnigen Sommer und goldenen Herbst, der in den Höhen bis heute anhält, auch Sonne und Wärme in vielen Werken steckt. Man merkt es so und so vielen an, wie der Meister Freude empfand diese weite Ebene, diesen steil ansteigenden Hügel oder diesen zackigen „Köbel“ vor ihm in Form und Farbe recht wirksam in das Bild hineinzusetzen. Wir denken da vor allem an die Berge von E. Cardinaux, deren scharfe, ernste Wände einen blauen See umkränzen, an die tiefe Wirkung, die seinem Morgenbilde entströmt, dieses eigentümliche Gelb auf den Falten des breiten Schneemantels, das in der obersten Spitze wiederkehrt, noch wärmer und leuchtender. F. Hodler ist dieses Jahr nicht vertreten, trotzdem er mit zwei Landschaften angekündigt war; das Jenenser Bild wird wohl sein ganzes Sinnen und Trachten in Anspruch nehmen. P. Colombi hat nun den reservierten Platz gekriegt; die bessere Beleuchtung zeigte auch seine Bilder in kräftigeren Farben. Mir gefällt die kleine Landschaft (Radierung) in der die „Wasserzeichen“ des Papierses so fröhlich mitspielen, am

besten. Die große Schneelandschaft von Brack kommt hier viel besser zur Geltung als in Basel, wo man sie über ein Marmormeer hinüber oben an der Orgellaube betrachten mußte. Wir kennen Brack als einen ernstesten Künstler schon seit längerer Zeit, besonders aber aus der letztjährigen Stipendiatenausstellung und aus seinem fein erfaßten Profil-Bilde, das er uns in der Portraitausstellung zeigte. Max Buri hat neben seinen beiden Figurenbildern, dem derben „Dorfer“ und den in Komposition und Farbengebung famos gelungenen „Tassern“ wieder einmal zwei Landschaften ausgestellt. Eine ähnliche Wirkung wie Buri mit seinem Brienzersee erzielt G. Bollenweider mit seinem „Kienholz“, indem er auch Wolken, Berge und Wasserfläche (in der Farbe wohl weniger kräftig als Buri) zusammenfaßt und so eine gute Bildwirkung zustande bringt. Von den schönen Abhängen an Zürich und Wallensee gibt uns Senn einige recht frische, gute Eindrücke wieder; ich denke besonders an die rötlichen Felsen des Mattstockes, die zu dem Blau und Grün im Bilde gut abgestimmt sind, oder an seine Afenau, die uns in der Lithographie, im Ton des Wassers, in der Darstellung der Bergrücken im Hintergrund noch fast besser zusagt. Zu den erfreulichsten Erscheinungen dieser Ausstellung rechne ich die Landschaften von E. Prochaska, das glühende Gelb der Föhren, deren Stämme über dem Blau des schön gemusterten Schattenteppichs stehen. Interessant ist immer die Art, wie Trachsel seine Bergwände und den hohen Himmel darüber darstellt. Die Herbstlandschaft am Brienzersee von B. Surbeck erinnert uns in der Komposition etwas an das Bild der letztjährigen Ausstellung, auf dem aber die Farbe bedeutend frischer erschien. W. Engel zeigt in seinem „Jostistal“ ein gutes Talent, besonders für Komposition. Die Farbe seiner Birnen behagt mir weniger, wohl weil mir noch die Boßschen Aquarelle zu lebhaft vor Augen stehen. Boß geht in der Darstellung der Landschaft noch weiter, indem er sie mit dem Figürlichen verbindet.

Die Personen sind ihm aber mehr als Staffage; sie sind die Akzente im Bilde. Die Mittagssonne, die so faul und warm auf den grünlichgelben Blöcken ausgestreckt daliegt, sie übergießt auch die beiden Gestalten mit der nämlichen wohligen, warmen Ruhe. Das starke Blau des Kleides, des Topfes gegen den fein erfaßten Ton des Sandsteines gibt eine wunderbare Farbenwirkung. Ebenso glücklich getroffen, in der besonders gut beobachteten Stellung, finde ich die Studie nebenan. Wir vermissen hier aber ein Bild von Boß, das uns sowohl in Basel wie in Zürich den stärksten Eindruck hinterließ, seinen Bauer in blauem Überhemd auf dem weißen Roß in der sonnigen Frühlingslandschaft, ein Bild, das in Basel von der Menge so gut wie unbeachtet, in Zürich sofort begeisterte Verehrer fand.

Auch E. Geiger ist mit einer Landschaft (Lauenen) vertreten; seine Stärke sind aber diesmal die Stilleben. Er erreicht durch die Art, hellfarbige Blumen, weiße Seerosen, Wasserlilien, gegen die hellgestreifte Atelierwand zu stellen, eine reizende, äußerst zarte Wirkung; ähnliche Qualität zeigt Senn mit seinen Asten, die er auf das weiße Tisch Tuch und gegen den weißen Hintergrund setzt. Einen besonders starken Eindruck macht dieses Jahr wieder Amiet mit seinen Blumenbildern: die gelben Köpfchen über dem prächtigen Blau der Base, als Ganzes mit dem zarten Ton der Racheln im Hintergrund geben eine famose Raumwirkung. Amiet hat lauter Blumen gesandt; er wirkt so einheitlich; wir hätten aber gerade hier in Bern eine Landschaft gerne gesehen; ich denke an den prächtigen Blütenbaum, den er in Zürich ausgestellt hatte. Von Link gefällt mir der Carton zu dem Kirchenfenster, der „Markuskopf“ am besten. Die Müngerschen „Scheibenrisse“ zeigen den alten Meister; die farbigen Zeichnungen aber vermitteln uns nur eine schwache Ahnung von der Farbenwirkung, die das durchfallende Licht zu erzeugen vermag. Fr. Viermann ist

mit zwei sehr kräftigen Portraits vertreten. Baumgartner zeigt einige gute Aquarell-Landschaften; ebenso A. Tieche, der in seinem „Es war einmal“ aufs neue seinen Sinn für schöne Architektur-Bilder dokumentiert. Wir freuen uns, von diesem Künstler in nächster Zeit noch mehr ähnliche Werke sehen zu können. Im „Winterabend in Aarburg“ und „Herbstabend am Genfersee“ gibt er uns große landschaftliche Stimmungen. Franz Gehri erfreut besonders durch seine Radierungen; ich habe noch nie so viel Leidenschaft in einem Daumen verkörpert gesehen, wie sie die Hand des bittenden Jungen zeigt, dazu die gänzliche Hüflosigkeit des Mädchens nebenan. Auch unter den kleinen Sachen im Sammelrahmen finden sich gute, sehr gute Dinge. Die „Alte Hütte“ finde ich richtig plaziert, und ich glaube nicht falsch zu raten, wenn ich annehme, daß diese Wand mit den Schild, Lüscher, Kiener, dem „wunderbaren“ Wagner usw. dem „Bernser Publikum“ am besten gefällt und vor Torschluß tutti quanti ausverkauft dasteht.

Plastische Sachen haben vor allem Rodov. Niederhäusern (Portrait de la comtesse D. W.) und Karl Hänny ausgestellt; unter den Arbeiten dieses Künstlers gefallen mir die beiden Alt-Plaketten gut.

Von Jahr zu Jahr finden wir immer mehr Architekten, die gemeinsam mit den Malern und Bildhauern gehen, gewiß ein erfreuliches Zeichen. Diesmal ist es Otto Ingold, der uns in Bildern von Fassaden und farbig fein abgestimmten Innenräumen zeigt, wie er für C. Amiet ein verlockend heimeliges Heim geschaffen hat. Wir vermissen aber hier, wie auch in den Entwürfen von Joß und Klausser die Grundrisse, die uns besonders im Amiethause noch besser die originelle Art der Verteilung der Räumlichkeiten hätten vor Augen führen können. Die modernen Kirchen von Joß und Klausser bilden mit dem Pfarrhaus, der einschließenden Mauer eine einheitliche, schöne Gruppe. Hausflur und Brunnenhalle zum Modell

des Wohnhauses bieten uns entzückende Einzelheiten, eine schöne „Gartenlaube“. Eine Ecke gefährlicher Art muß ich noch zum Schluß erwähnen, ich meine das famose Interieur von K. Indermühle, seine Trinkecke, in „schweren“ Formen und Farben gehalten.

Ich glaube, die diesjährige Ausstellung

werde nun doch einmal zur Genüge gezeigt haben, daß die vorhandenen Ausstellungsräumlichkeiten für die immer wachsende, überaus tüchtige und rührige Berner Künstlerschaft durchaus ungenügend sind, daß hier in nächster Zukunft eine Aenderung in dieser oder jener Weise eintreten muß.

R. H.

Literatur und Kunst des Auslandes

Berliner Theater. Wenn man die erste Hälfte des Berliner Theaterwinters überblickt, so bleiben zwei gewaltige Eindrücke: Hebbels „Herodes und Mariamne“ im Berliner Theater und Ibsens „Gespenster“ im Lessing-Theater. Die Neueröffnung des Berliner Theaters unter der Direktion Meinhart und Bernauer — man hatte es ein halbes Jahr lang leer stehen lassen, um alle Erinnerungen an Ferdinand Bonn und die Detektiv-Komödien verfliegen zu lassen — stand wie die meisten Theatereröffnungen unter keinem günstigen Stern. Die Aufführungen der „Journalisten“ und des Traumdramas Grillparzers überragten in keiner Weise das Mittelmaß. Durch die Aufführung von Hebbels ewiger Liebestragödie aber stellte sich das Theater in die Reihe der führenden Berliner Bühnen. Albert Heine und Irene Triesch spielten die Titelrollen meisterhaft. Von Hebbel zu Ibsen führt eine gerade Linie. Als zwölftes Drama des Ibsen-Zyklus spielte das Lessing-Theater die „Gespenster“. Wo soll man hier anfangen zu loben? Bassermann als Oswald, Else Lehmann als Frau Alving, Sauer als Pastor Manders, Ida Wülfel als Regine, alle unübertrefflich. Und es ist nicht allein diese unerreichbare Höhe der Einzelleistungen, welche die Aufführungen des Lessing-Theaters auszeichnet, es ist die Luft Ibsenscher Tragik, welche allein auf dieser Bühne weht und die Darstellung zu etwas so Einzigem macht. Leider versagte der „Baumeister Solneß“, das letzte Stück des

Zyklus, völlig. Man kann das Stück nur im einsamen Zimmer würdigen, wo unsern Träumen keine Schranken gesetzt sind. Selbst ein Bassermann scheiterte an der Gestalt des Baumeisters und Ida Orloff zeigt als Hilde Wangel die Grenzen ihres Könnens. Der große Erfolg von Hilda Herterich als Tochter Michael Kramers in Gerhart Hauptmanns Drama dürfte die Schweizer besonders interessieren. Ich freilich konnte den Eindruck eines leisen Pathos nicht loswerden, der an ihre in Zürich verkörperten Heroinnen erinnerte. Sie hatte prächtige Augenblicke, und nichts beweist ihre Kunst besser als die Aufmerksamkeit, die sie neben der schlechthin unvergleichlichen Darstellung Michael Kramers durch Sauer erregen konnte.

Das Deutsche Theater erlebte Niederlagen und halbe Siege. Schillers „Fiesko“ konnte nur dreimal aufgeführt werden. Als „König Lear“ gab Schildkraut einen liebevollen „Papa“ ganz im Stile des alten Iffland, aber er war mit keinem Zoll ein König. In Erinnerung bleiben einfach-monumentale Szenenbilder, Winterstein als Kent und Wegener als Gloster. Jetzt spielt man täglich Nestrons „Revolution im Krähwinkel“, ein wenig modernisiert, begünstigt durch die politische Erregung in ganz Deutschland, sehr lebenswürdig dargestellt, aber innerlich wertlos und langweilig. Das „Kammerspielhaus“ hat ein Zugstück noch nicht gefunden: Goethes „Clavigo“ zeigte die ewige Jugendlichkeit Goetheschen Fühlens, Shaws